

Schöne gefährliche Waldarbeit

Leichtsinn ist die größte Gefahr

Die Arbeit mit und am Holz war von Kindesbeinen an meine liebste Beschäftigung, sie ist es auch heute mit 84 Jahren noch. Das liegt wohl daran, dass in meinen Adern das „Schreinerblut“ meines Vaters fließt. Holz ist für mich – und für jeden passionierten Schreiner – der ideale und durch nichts zu ersetzende Werkstoff. Gerade erst gestern gab es im TV eine Sendung über die frühere Holzverarbeitung im Tiroler Land. Die Handwerker waren Künstler in ihrem Beruf, ob sie nun zerbrechliches Schnitzwerk herstellten oder grobes Ackergerät anfertigten. Früher duftete es in der Schreinerwerkstatt herrlich nach frisch bearbeitetem Holz, nichts roch und riecht beispielsweise angenehmer als eine Handvoll frisches Kiefern-Sägemehl. Leider wird heute mehr und mehr das Echtholz durch „Kunstholz“ ersetzt, Spanplatten und ähnliche Werkstoffe. Die duften nicht mehr, die stinken regelrecht.

Spanplatten oder ähnliches Material sehen zwar prächtig aus mit ihren tadellos glatten Flächen und Farben. Drehen Sie aber um Gottes Willen keine Montageschraube fester als „handfest“ an! Sie „überdrehen“ garantiert die Spaks-Schraube und an dieser Stelle hält ab sofort nichts mehr, kein Dübel, kein Haken, keine Schraube. Beim Holz gibt es das nicht. Deshalb wohl auch: Echtholzmöbel kann sich nur der „Geldsack“ leisten.

Als Kind war ich eigentlich mehr mit der „Holzgewinnung“ befasst und zwar mit der Beschaffung von Brennholz für den heimischen Ofen und Küchenherd. Schon als Vier- und Fünfjähriger war ich sehr oft im Wald, wo mein Onkel Mattes mit Holzfällen beschäftigt war. Wenn „Mam“ (Mutter) ihm mittags das warme Essen im „Mittchen“ (Henkelmann) zur Arbeitsstelle trug, marschierte ich mit und der „Ohm“ (Onkel) machte mich im Lauf der Zeit vor Ort mit der schweren, aber schönen Waldarbeit vertraut. Darüber schreibe ich später in einem eigenen Bericht. Später in den 1970-er Jahren, als ich selber Hobby-Holzfäller wurde, hat mich Hans Lenz aus Schmidheim, der ein Forstunternehmen führte, in die Geheimnisse der Motorsäge eingeweiht, ihm verdanke ich weitgehend meine Kenntnisse.

Lange Jahre war ich ein konstanter Gegner der Motorsäge, weil ich deren Gefährlichkeit fürchtete. Sie ist in der Tat ein sehr gefährliches Gerät, bei umsichtiger Handhabung und Beachtung der Schutzvorschriften ist sie aber nicht gefährlicher als die berühmte „Axt im Haus,“ mit der man sich auch den Finger abhacken kann. Forstamtmann Otto Premper, der damals den Staatsforst „Salchenbusch“ und „Stromberg“ betreute und mein Freund war, hat mir jahrelang wegen der Anschaffung einer Motorsäge in den Ohren gelegen. Als ich dann endlich so eine Maschine besaß, war ich begeistert: Nie mehr Waldarbeit ohne Kettensäge.

Lehrgeld muss angeblich jeder Neuling zahlen. Ich hätte um Haaresbreite – besser gesagt um Handbreite – ein sehr böses Lehrgeld berappen müssen. Dass es nicht soweit kam, habe ich zweifellos meinem unsichtbaren Freund und Helfer zu verdanken, den ich hier sehr gerne wieder einmal erwähne und der mir in tausend Fällen geholfen hat.

Im „Rosensiefen“ beim alten Forsthaus Salchenbusch hatte mir Otto Premper etliche bis zu 20 Zentimeter dicke Fichten gezeichnet. Die wollte ich schlagen und auf meiner Kreissäge zu Latten und Kantholz für den neuen Gartenzaun schneiden, was später auch geschah. Im Gebrauch der Motorsäge war ich noch völlig unerfahren, und so war gleich der erste Baum, den ich fällte, ein „Hänger“ (er blieb leicht schräg im Geäst der Nachbarbäume hängen, fiel also nicht zur Erde). Das Weiterarbeiten an einem Hänger ist für jeden Laien eine „Todsünde.“ Nur der erfahrene Fachmann kann nämlich beurteilen, wie ein solcher Baum beim weiteren „Ablängen“ reagieren wird. Ich schnitt den Hänger in etwa 1,50 Meter Höhe

erneut an, erst von „oben“ wegen des Einklemmens, dann von „unten.“ Dass dabei mein linker Fuß nahe am Stamm stand, beachtete ich nicht. Es tat einen leichten „Klick,“ der dünne Stegrest an der neuen Schnittstelle brach, der Baumstamm fuhr unglaublich blitzschnell senkrecht zur Erde. Mich traf bald der Schlag: Kaum eine Handbreit neben meinem Fuß war der Stamm in den Waldboden gefahren, 20 Zentimeter tief! Mein Fuß wäre zu Brei geworden, da hätten auch Sicherheitsschuhe kaum geholfen. Die habe ich mir wenig später zugelegt, auch einen Helm mit Sicht- und Hörschutz sowie Schnitthose und Handschuhe. Das hat einige Hunderter gekostet, hat sich aber bewährt und ist außerdem vorgeschrieben.

Beim Entasten von Buchenkronen ebenfalls im Forst Salchenbusch – ich besaß noch keinen Schutzhelm – schnellte mir ein Holzspänchen ins linke Auge. Im Autospiegel sah ich: Das gesamte Auge war blutig rot. Ab nach Hause. Die Rettungsleitstelle gab mir die Telefonnummer des diensthebenden Augenarztes (es war Samstag). Der war dienstlich im Raum Meckenheim unterwegs, ließ sich mein Unglück schildern und konstatierte: Bindehauverletzung, relativ harmlos. Nach zehn Tagen war die Sache abgeheilt und verschwunden.

Beim Freischneiden des Uferweges am Feuerlöschteich im Rosensiefen, wurde die Sichel durch einen Haselzweig abgelenkt, „titschte“ auf den Knochen meiner linken Hand und durchtrennte die beiden Strecksehnen des Zeigefingers. Es blutete fast gar nicht, tat auch nicht weh, war aber ein unheimlicher Anblick: Der Zeigefinger krümmte sich handeinwärts und war durch nichts zu bewegen, sich wieder aufzurichten. Die beiden Sehnenenden ragten als weiße „Stippchen“ aus der klaffenden Schnittwunde. Dass ich einen kompletten Verbandkasten im Auto hatte, daran dachte ich nicht, vielmehr wickelte ich mein total verdrecktes und verschwitztes Taschentuch um die Hand.

Daheim fielen sie fast in Ohnmacht. Ich verhandelte noch mit der Rettungsleitstelle, als unser Werner vom Dienst kam. Postwendend ins Auto und ab zum Krankenhaus. In der chirurgischen Ambulanz mussten wir zunächst warten: Ein beim Rasenmähen abgeschnittener Finger hatte Vorrang. Bei mir wurden die beiden Sehnen durch eine „Sehnennaht“ repariert und der Unterarm durch einen Formverband ruhiggestellt. Den früher üblichen schweren und lästigen Gipsverband brauchte ich nicht mehr, – eine „Wohltat“ und Glück im Unglück.

Den Namen meines Chirurgen weiß ich heute nicht mehr, jedenfalls war er ein Meister und hat die Sehnen tadellos aneinander genäht. Chefarzt der Chirurgie war damals Dr. Joachim Hammann, der mich weiterhin dann ambulant behandelte. Auf sein Anraten habe ich die übliche Heilungsdauer um zwei Wochen verlängert, nach insgesamt acht Wochen war mein Zeigefinger wieder absolut in Ordnung.

Das „Überkopfschneiden“ mit der Motorsäge ist eine der schwersten „Todsünden“ in der Handhabung dieser Maschine. Und doch wird es oft gemacht, etwa zum Entfernen tief hängender Äste vor dem Fällen eines Baumes. Hierbei ist man oft auch versucht, mit „halbem Gas“ zu arbeiten und gerade das ist gefährlich, weil dabei die Säge leicht „zurückschlägt.“ Das tat meine „Husqvarna“ einmal und schlug mir leicht gegen den Kopf. Der war glücklicherweise durch den Helm geschützt, es gab keine Verletzung. Außerdem hatte die Kettenbremse blitzartig funktioniert. Die Kettenbremse ist eine ungemein wichtige Einrichtung, deren einwandfreie Funktion man immerwährend sicherstellen sollte. Auch das Arbeiten mit „Vollgas“ ist wichtig, um Rucken und Haken der Sägekette zu vermeiden. Die Maschine ist auf Vollgas getrimmt, nur im Leerlauf sollte man Gas wegnehmen.

Wie wichtig die Kettenbremse ist, erfuhr ich nachdrücklich auch beim Entasten einer Buchenkrone. Aus Unachtsamkeit geriet die laufende Kette an einen biegsamen Ast und schlug gegen meinen Unterschenkel. Es gab nur einen unbedeutenden Hautriss, die Kette war gestoppt, ohne Bremse hätte es eine schwere Verletzung gegeben. Glück hatte ich auch, als ich am gefällten Baum einen armdicken langen Ast absägte, der beim Fallen „auf Spannung“

geraten war. Anstatt mich hinter dem Stamm abzusichern, stand ich „vor“ dem gespannten Ast. Der brach relativ „langsam“ vom Stamm, ich wurde drei Meter zur Seite „gewischt,“ ohne mir weiter weh zu tun. Der Ast hätte mir durchaus das Bein brechen könne

Warum befolgt man nicht die Warnungen und Arbeitsanweisungen, die von Fachleuten erarbeitet wurden und lebenswichtig sind? Die Krone einer etwa 30 Zentimeter dicken Buche war beim Fällen in der Astgabel eines nahen Baumes hängen geblieben. Etliche Male war ich unter dem schräg hängenden Baumstamm hindurch gelaufen und erschrak fast zu Tode, als der Stamm ohne Vorwarnung plötzlich blitzartig zu Boden fiel. Er hätte mich sehr leicht erschlagen können, ich stand aber glücklicherweise zwei Meter abseits.

Ein stabiler und sicherer Standplatz beim Arbeiten mit der Motorsäge wird von den Fachleuten dringend angeraten. Warum achtet man nicht darauf? Aus Bequemlichkeit nach dem Motto „ach das geht auch so?“ Beim Zurechtschneiden der an den Wegrand gerückten Stämme stolperte ich bei einem unverhofften Rückwärtsschritt über ein paar ofenfertige Abschnitte und fiel der Länge nach auf den Rücken. Aufs handhoch liegende Sägemehl zwar, aber auch quer auf einen dünnen Baumstamm. Ich brach mir nicht die Wirbelsäule, trug nicht einmal einen Schaden davon, es tat ein bisschen weh, ich konnte aber aufstehen und weiter arbeiten.

Als Kind, wenn ich bei Onkel Mattes im Wald war, konnte ich nie begreifen, warum auf dem abgesägten Baumstumpf der „hintere“ Sägeschnitt (damals wurde noch von Hand mit der Zweimann-Zugsäge gearbeitet) immer ein paar Zentimeter über dem Fallkerb lag. Heute ist mir längst die Bedeutung des sorgfältig ausgerichteten Fallkerbs und des „Fällstegs“ bekannt. Trotzdem: Einmal drehte sich der fallende Stamm unverhofft auf dem „Stock“ und sprang blitzschnell seitwärts ab. Zum Glück stand ich auf der gegenüberliegenden Seite, mir geschah nicht das Geringste, meine Knochen blieben heil...

Ich könnte noch weit mehr erzählen, es reicht aber. 45 Jahre lang habe ich mit der Kettensäge gearbeitet, es gibt kaum eine „Waldarbeitgefahr,“ die mir in dieser Zeit nicht begegnet wäre, die ich aber unbeschadet überstanden habe. Ich bin überzeugt: Auch auf diesem Gebiet hat mir mein Schutzengel ständig zur Seite gestanden. Dabei habe ich fortgesetzt gegen das oberste Waldarbeitergebot gehandelt: Niemals allein im Wald arbeiten, zwei Mann sind mindestens erforderlich, der zweite Mann kann notfalls helfen oder Hilfe holen. Auch der erfahrenste Waldarbeiter ist gegen böse Unfälle nicht gefeit.

Ungefähr seit der Jahrtausendwende habe ich mich vom Baumfällen distanziert, weil es mir für meine „alten Knochen“ zu gefährlich schien und außerdem die Gemeinde das an den Abfuhrweg gerückte Stammholz anbot. Eine bestimmte Arbeitsart habe ich zeitlebens generell nicht angenommen: Das Aufarbeiten von Sturmschäden. Die über- und durcheinander liegenden Windbrüche bergen eine riesengroße Gefahr in sich, die nur der absolute Experte einzuschätzen und zu umgehen vermag. Da sollte jeder Laie die Finger davon lassen.

Die Waldarbeit an sich ist generell eine durch nichts zu ersetzende Tätigkeit in der Natur, in frischer Luft, ungestört vom Büromief und Fabrikgestank. Beim würzigen Duft verbrennender frischer Fichtenzweige oder knisternder Buchenäste. Nirgendwo mündet das Mittagessen aus dem herangebrachten oder am Feuer aufgewärmten „Mittchen“ (Henkelmann) besser als in Gottes schönster Schöpfung, dem Wald. „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben...“ So schrieb Josef von Eichendorf seine Gedanken nieder. Und einer, der es genauso wie Eichendorf empfindet, ist Peter Wohlleben aus unserer Nachbargemeinde Wershoven, der vom Forstbeamten zum inzwischen fast weltweit

bekannten Fernsehstar avancierte. „Der mit dem Wald spricht,“ unter diesem Slogan wurde er zum vielfachen Bestseller-Autor und „Anwalt des Waldes“ unserer Gegenwart.